

Silas Mücke

„War es wirklich eine andere Welt?“

Lecture zur Forschungsarbeit

Ausgehend von meiner Beschäftigung mit dem Verhältnis von Künstler*in beziehungsweise Individuum und Gesellschaft habe ich mich mit unterschiedlichen Künstler*innen und Autor*innen befasst, die in zeitweiser Isolation, unter Freiheitsentzug oder in selbstgewählter Abgeschlossenheit gelebt und eine kontemplative, künstlerisch-philosophische Praxis entwickelt haben. In dieser Praxis war für sie die Entwicklung ihres Bewusstseins als Weltverhältnis, die Frage nach einem besseren Zusammenleben beziehungsweise auch der Selbstverwirklichung in einem als unzureichend erlebten bis lebens- und entfaltungswidrigen sozialen Gefüge bestimmend. Die impliziten oder expliziten Fragen gesellschaftlichen Lebens und sozialer Gerechtigkeit, die dadurch berührt werden, stehen in Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Handeln dieser faszinierenden Personen, die mit ihrer besonderen Erfahrung und Reflexion auf Gesellschaft zurückgewirkt haben.

Meine Suche in Biografien und Werken nach Verbindungslinien, Parallelen und Gemeinsamkeiten der Personen und die damit verbundene Erarbeitung stimmiger Begriffe haben zu einer immer größer werdenden Sammlung geführt, die sich dem einfachen Zugriff immer wieder entzogen hat: Der Versuch, alle oder viele unterschiedliche Aspekte des gefundenen Materials einem einheitlichen System zu entwerfen oder dieses System zu erschaffen, ist mit dem Wechsel und der Erweiterung der Perspektiven auf die Materialsammlung schließlich in dem starken Bedürfnis gemündet, eine Verdichtung und bessere Greifbarkeit als Gegenbewegung zur Tendenz der Ausuferung zu erreichen. So führte mich meine weitere Arbeit in der Vorbereitung der Vorlesung, auf der dieser Text beruht, zur stärkeren Fokussierung und Auseinandersetzung mit Texten Jacques Lusseyrans. In dessen autobiografischen und essayistischen Texten zeigten sich in konzentrierter Form mehrere Bereiche meiner Forschung verbunden und diese Texte somit geeignet, exemplarisch und zugleich vertieft in ein relativ ungewöhnliches Themenfeld und dessen Vielschichtigkeit einzuführen.

Für eine Kontextualisierung meiner Forschungsarbeit stellt die Präsentation „An den Rändern arbeiten wir hervorragend“ im April 2022, als Teil des künstlerischen Forschungsprojekts „Die Kunst der gleichberechtigten Teilhabe“ an

der Hochschule für Grafik und Buchkunst/Academy of Fine Arts Leipzig, zudem eine spezifische Umgebung dar. Mein Beitrag ist also auch ein Sich-Ins-Verhältnis-Setzen zum Präsentationsraum der zentral gelegenen Hochschulgalerie: eine große weiße Zelle mit künstlichem Licht, bezugnehmend auf die Standardisierung einer eher kühlen, distanzierten, nie neutralen Farbgebung, eines mit weißen Wänden und grauem Boden typischen Kunstraumes; Sinnbild einer spezifischen „Sichtbarkeit“ auch mit metaphorischer Bedeutung – eine dominante ästhetische Form, die den Kunstbetrieb als Teil der Gesellschaft symbolisiert.

So stellte es sich als besonders passend dar, dem biografischen Hintergrund einer in diesem Kontext relativ unbekannt Person und meinem Interesse an ihrer Betrachtung Aufmerksamkeit im Rahmen des Projekts zu schenken, sich einem möglichen Bereich unserer Wahrnehmung anzunähern und eine besondere Erfahrung erweiterter Wahrnehmung und Bewusstseinsbildung vorzustellen.

Jacques Lusseyran (1924–71) entwickelte mit seiner Erblindung ein spezielles Erleben, das er in seinen Texten unter anderem als Blick nach innen beschreibt. Zuerst möchte ich kurz seine Biografie zusammenfassen, bevor ich Ausschnitte seiner Texte in einer von mir erarbeiteten Textcollage vorstelle.

In Paris aufwachsend erblindete Jacques Lusseyran als Kind durch einen Unfall und besuchte weiterhin eine normale Schule. Als Jugendlicher begann er sich in der Résistance zu engagieren, wobei er bald sowohl für die Organisation der Verteilung einer auf 250.000 Exemplare anwachsenden Auflage einer illegalen Zeitung, als auch deren Redaktion und die Neuaufnahmen von Mitgliedern verantwortlich war. Von der Gestapo verhaftet und verhört, wurde er anschließend mit zweitausend weiteren Personen aus Frankreich im Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert. Als Dolmetscher zwischen den Internierten und Aufbereiter von Nachrichten eines illegalen Radio-Empfängers vor Ort, mit Glück und wahrscheinlich auch aufgrund seiner besonderen Wahrnehmung und Bewusstseinsbildung, konnte er als einer von dreißig der zweitausend mit ihm zum selben Zeitpunkt inhaftierten Personen überleben.

Nach dem zweiten Weltkrieg war es ihm wegen seiner Erblindung gesetzlich in Frankreich untersagt, einen seiner gewünschten Berufe, Diplomatie oder Lehramt, zu ergreifen. Nach jahrelanger Anstrengung gegen dieses Gesetz und auf Umwegen wurde er schließlich Professor für französische Literatur und Philosophie. 1971 starb er bei einem Autounfall.

Bei meiner Textauswahl handelt es sich um Ausschnitte aus dem autobiografischen Werk Jacques Lusseyrans: „Das wiedergefundene Licht“ (Klett-Cotta 2021), ergänzt durch Reflexionen aus seinem Vortrag: „Blindheit – Ein neues Sehen der Welt“ (Freies Geistesleben 2020).

„Damals benutzte man für die sieben Kilometer lange Strecke von Juvardeil zur Bahnstation Etriché-Châteauneuf noch einen Pferdewagen. Erst drei oder vier Jahre später bin ich dort zum ersten Mal einem Auto begegnet – dem kleinen Lastwagen des Kolonialwarenhändlers. Die Kutsche also wartete und bimmelte lustig mit ihren Schellen, ich aber war allein im Garten geblieben, lehnte an der Scheunenecke und weinte. Es waren nicht solche Tränen, von denen man mir später erzählte, es waren Tränen, die ich noch heute fühle, wenn ich an sie zurückdenke. Ich weinte, weil es das letzte Mal war, dass ich den Garten sehen konnte.

Ich hatte die schlimme Neuigkeit eben erst erfahren, ich konnte nicht sagen, wie; aber es gab keinen Zweifel daran. Die Sonne auf den Wegen, die beiden großen Buchsbaumsträucher, die Weinlaube, die Tomaten- und Gurkenreihen, die Bohnenstauden, all diese vertrauten Dinge in meinen Augen sah ich zum letzten Mal. Und ich wusste es. Es war viel mehr als nur ein kindlicher Schmerz, und als meine Mutter, die mich gesucht hatte, mich schließlich fand und mich nach meinem Kummer fragte, konnte ich nur sagen: »Ich werde nie mehr den Garten sehen«. Drei Wochen später sollte es Wahrheit werden.

Am dritten Mai ging ich morgens wie gewöhnlich in die Schule, die Grundschule jenes Teils von Paris, in dem meine Eltern wohnten, in der Rue Cler. Gegen zehn Uhr sprang ich wie alle Kameraden auf, um zur Klassentüre und in den Schulhof hinauszustürmen. Im Gedränge um die Türe holte mich ein Junge, der vom anderen Ende des Klassenzimmers kam und wohl älter oder auch schneller war als ich, ein und rempelte mich versehentlich von hinten an. Ich hatte ihn nicht kommen sehen, und in meiner Überraschung verlor ich das Gleichgewicht. Ich fand keinen Halt mehr, glitt aus – und fiel gegen eine der scharfen Kanten des Lehrerpults.

Wegen der Kurzsichtigkeit, die man bei mir festgestellt hatte, trug ich zu jener Zeit eine Brille aus unzerbrechlichen Gläsern. Eben diese Vorsichtsmaßnahme wurde mir zum Verhängnis. Die Gläser zerbrachen tatsächlich nicht, aber der Stoß war so heftig, dass ein Brillenarm tief in das rechte Auge eindrang und es herausriss.

Natürlich verlor ich das Bewusstsein, doch nur für kurze Zeit. Denn schon auf dem Schulhof, wohin man mich gebracht hatte, kam ich wieder zu mir, und der erste Gedanke, der mir in den Sinn kam – daran erinnere ich mich

deutlich –, war: »Meine Augen! Wo sind meine Augen?« Wohl hörte ich um mich herum erschrockene, aufgeregte Stimmen, die von meinen Augen sprachen. Doch auch ohne diese Stimmen, ja selbst ohne diesen entsetzlichen Schmerz hätte ich gewusst, wo ich getroffen war.

Man legte mir einen Verband an und brachte mich – ich fieberte am ganzen Körper – nach Hause. Mehr als vierundzwanzig Stunden lang war hier alles für mich dunkel. Ich erfuhr später, dass der ausgezeichnete Augenarzt, den meine Eltern sofort an mein Lager holten, erklärte, das rechte Auge sei verloren und müsse entfernt werden. Man solle den Eingriff so schnell wie möglich vornehmen. Was das linke Auge angehe, so sei ohne Zweifel auch dieses verloren, weil die Heftigkeit des Stoßes hier eine Sympathische Ophthalmie hervorgerufen habe. Auf alle Fälle sei die Retina des linken Auges an mehreren Stellen zerrissen.

Am nächsten Morgen operierte man mich mit Erfolg. Ich war endgültig blind geworden.“

„Ich stürzte mich in die Substanz, die der Raum war, aber ich konnte diese Substanz nicht wiedererkennen, weil sie nichts Vertrautes mehr enthielt.

Ein Instinkt – ich möchte fast sagen: eine Hand, die sich auf mich legte – hat mich damals die Richtung wechseln lassen. Ich begann, mehr aus der Nähe zu schauen: Aber nicht an die Dinge ging ich näher heran, sondern an mich selbst. Anstatt mich hartnäckig an die Bewegung des Auges, das nach außen blickte, zu klammern, schaute ich nunmehr von innen auf mein Inneres.

Unversehens verdichtete sich die Substanz des Universums wieder, nahm aufs neue Gestalt an und belebte sich wieder. Ich sah, wie von einer Stelle, die ich nicht kannte und die ebensogut außerhalb meiner wie in mir liegen mochte, eine Ausstrahlung ausging, oder genauer: ein Licht – das Licht. Das Licht war da, das stand fest.

Ich fühlte eine unsagbare Erleichterung, eine solche Freude, dass ich darüber lachen musste. Zuversicht und Dankbarkeit erfüllten mich, als ob ein Gebet erhört worden wäre. Ich entdeckte das Licht und die Freude im selben Augenblick, und ohne Bedenken kann ich sagen, dass sich Licht und Freude in meinem Erleben seither niemals mehr voneinander getrennt haben: zusammen besaß oder verlor ich sie.

Ich sah das Licht. Ich sah es noch, obwohl ich blind war. Und ich sagte das. Doch viele Jahre hindurch konnte ich nicht laut darüber sprechen. Ich erinnere mich, dass ich dieser Erfahrung, die sich ständig in mir erneuerte, bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr einen besonderen Namen gab: Ich nannte sie »mein Geheimnis«, und ich sprach darüber nur zu meinen engsten Freun-

den. Ich weiß nicht, ob sie mir glaubten, aber da sie meine Freunde waren, hörten sie mir zu. Und das, was ich ihnen erzählte, besaß für sie einen weit größeren Wert als nur den der Wahrheit: Sie fanden es schön. Für sie war es ein Traum, ein Zauber, etwas wie Magie.

Das erstaunliche war, dass es für mich keineswegs Magie war, sondern eine Tatsache, die ich ebenso wenig hätte ableugnen können, wie jene, die Augen haben, leugnen können, dass sie sehen. Nicht ich war das Licht, dessen war ich mir wohl bewusst. Ich badete im Licht, einem Element, dem mich die Blindheit plötzlich näher gebracht hatte. Ich konnte fühlen, wie es heraufkam, sich ausbreitete, auf den Dingen ruhte, ihnen Form verlieh und zurückwich: ja, zurückwich oder auch nachließ. Niemals jedoch gab es für mich ein Gegenteil des Lichts. Die Sehenden sprechen immer von der Nacht der Blindheit, und das ist von ihrem Standpunkt aus ganz natürlich. Aber diese Nacht existiert nicht. Zu keiner Stunde meines Lebens – weder im Bewusstsein noch selbst in meinen Träumen – riss die Kontinuität des Lichts ab.

Ohne Augen war das Licht weit beständiger, als es mit ihnen gewesen war. Jene Unterschiede zwischen hellen, weniger hellen oder unbeleuchteten Gegenständen, an die ich mich damals noch genau erinnern konnte, gab es nicht mehr. Ich sah eine Welt, die ganz in Licht getaucht war, die durch das Licht und vom Licht her lebte.“

„Was die Gegenstände mir mitteilten, war, wie bei der Berührung, ein Druck, doch ein so neuartiger Druck, dass ich zunächst nicht daran dachte, ihn so zu benennen. Wenn ich mich ganz in die Aufmerksamkeit vertiefte und meiner Umgebung keinen eigenen Druck mehr entgegensetzte, dann legten sich Bäume und Felsen auf mich und drückten mir ihre Form ein, wie es Finger tun, die ihren Abdruck in Wachs hinterlassen.

Diese Neigung der Gegenstände, aus ihren natürlichen Grenzen herauszutreten, verursachte Eindrücke, die ebenso deutlich waren wie Sehen oder Hören. Ich brauchte allerdings mehrere Jahre, um mich an sie zu gewöhnen, sie ein wenig zu zähmen. Noch heute bediene ich mich – wie alle Blinden, ob sie es wissen oder nicht – eben dieser Eindrücke, wenn ich mich in einem Haus oder im Freien allein bewege. Später las ich, dass man diesen Sinn den »Sinn für Hindernisse« nenne und dass gewisse Tierarten, Fledermäuse zum Beispiel, anscheinend bis zu einem sehr hohen Grad damit ausgestattet seien.

Zahlreiche Überlieferungen über okkulte Erscheinungen berichten sogar, dass der Mensch über ein drittes Auge verfügt, ein inneres Auge – im Allgemeinen »Auge des Shiva« genannt –, das sich auf der Mitte seiner Stirn befindet und das er unter gewissen Umständen und durch gewisse Übungen

wecken kann. Schließlich haben Untersuchungen des französischen Schriftstellers und Akademiemitglieds Jules Romain gezeigt, dass es auch eine außerhalb der Retina liegende visuelle Aufnahmefähigkeit gibt, die ihren Sitz in gewissen Nervenzentren der Haut hat, vornehmlich in den Händen, der Stirn, im Nacken und auf der Brust. Ich hörte vor kurzem, dass dieselben Untersuchungen mit dem größten Erfolg nunmehr auch von Physiologen durchgeführt worden seien, namentlich in der UdSSR.

Indes, was immer die Natur des Phänomens sein mag: Ich bin ihm von Kindheit an begegnet, und seine Bedingungen erscheinen mir wichtiger als seine Ursache. Die Bedingung dafür, die Bäume am Rand der Straße bestimmen zu können, ohne zu irren, war, die Bäume zu akzeptieren, mich nicht an ihre Stelle zu setzen.

Wir sind alle – blind oder nicht – entsetzlich gierig. Wir wollen alles nur für uns. Selbst wenn wir gar nicht daran denken, wünschen wir, dass das Universum uns ähnlich sei und uns seinen Raum überlasse. Nun, ein kleines blindes Kind lernt sehr rasch, dass dies nicht möglich ist. Es hat es zu lernen, denn jedes Mal, wenn es vergisst, dass es nicht ganz allein ist auf der Welt, stößt es gegen etwas, tut sich weh und wird zur Ordnung gerufen. Doch jedes Mal, wenn es daran denkt, wird es belohnt: Alles kommt ihm entgegen.“

„Das Thema aller Themen, die Tatsache, dass die Welt nicht draußen aufhört, sondern sich in uns fortsetzt, war nicht existent.

Ich verstand wohl, dass der Lehrer von dem, was in ihm vorging, nicht sprechen konnte oder nicht sprechen wollte, das war seine Sache. Auch ich hatte nach all dem keine besondere Lust, ihm zu sagen, was in mir vorging. Doch das innere Leben war mehr als nur eine persönliche Angelegenheit. Es gab eine Menge von Wünschen und Zielen, die meine Kameraden mit mir teilten, das wusste ich. Kenntnisse waren schön und gut, doch der Grund, warum die Menschen sie erworben hatten, der sie dazu verlockt hatte, dürfte sinnvoller gewesen sein – und darüber sprach man nicht. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, dass jemand in dieser ganzen Angelegenheit irgendwo mogelte. Ich musste mich also verteidigen, und ich verteidigte mich.

Ich ließ alle Bilder meiner inneren Welt aufmarschieren, all jene, die eine Beziehung zu lebendigen Wesen oder lebendigen Dingen hatten. Während ich auf meinem schwarzen Stuhl vor meinem ekelerregenden Tisch unter dem grauen Regen der Wissenschaft saß, wob ich verbissen an einer Art Gespinst. Ich war indes ein guter und listiger Junge zugleich: ich sah zu, dass niemand etwas von meiner Feindseligkeit ahnte. Diese innere Welt gehörte mir, und es lag mir so viel an ihr, ich wollte sie unter allen Umständen vor dem Schiff-

bruch bewahren, dass ich, um sie zu schützen, unaufhörlich an jedermann Konzessionen machte, an die Bücher, an meine Eltern, an meine Lehrer. Diesem »Rette-sich-der-kann« verdankte ich es, dass ich ein glänzender Schüler war.

Um meinen Frieden zu haben, begann ich alles, was man wollte, in mich hineinzufressen: Latein, Insektenkunde, Geometrie und die Geschichte Chaldäas. Ich lernte auf der gewöhnlichen Schreibmaschine tippen, um meine Hausaufgaben wie die anderen direkt dem Lehrer übergeben zu können. Ich brachte jeden Tag meine Braille-Schreibmaschine ins Gymnasium, stellte sie auf ein Filzpolster, um den Lärm abzdämpfen, und machte mir Notizen. Ich lauschte, antwortete, lauschte, doch ich war nie mit ganzem Herzen dabei. Ich war in zwei Teile geschnitten, war hier und dort, ständig auf dem Sprung zwischen dem Wichtigen und dem Wertlosen.

Jetzt, da die Erfahrung hinter mir liegt – die Langeweile, die zähflüssig wie Öl war, diese moralische Lähmung ganzer Jahre –, sehe ich ein, dass ich dafür dankbar sein muss: Sie waren ein Zeichen dafür, dass ein guter Geist sich in mir weigerte, die Kindheit aufzugeben, und nie zugelassen hätte, dass sich eine fertige Wahrheit in mir festsetzt. Sie liegt hinter mir, niemals aber möchte ich das Gefühl höchster Verwunderung missen, das ich empfand, als ich eines Tages blind war, auch dann nicht, wenn es kein Buch gäbe, es festzuhalten.

Trotz allem begegnete ich in der Schule meinen ersten Verbündeten: den Dichtern und den Göttern. Ich fand sie im Staub der Bücher, wo sie breite Straßen voller Licht vor mir auftaten. Sie schienen eigens mir zuzulächeln und zu sagen, dass nicht alles verloren sei.“

„All das Gedankengut berühmter Denker – von Pythagoras bis Bergson, von Platon bis Freud – war eine ganz neue Entdeckung für mich. Ich betrachtete ihre Gedanken von so nah, wie mir es möglich war. Doch der menschliche Geist (oder das, was ich von ihm in mir hatte) war wahrhaftig kein gutes Fernrohr: Er fixierte schlecht. Dieser Mangel an Aufmerksamkeit bedrückte mich oft, freilich nicht allzusehr: Auch die Philosophen schienen nicht immer klar gesehen zu haben.

Gewöhnlich hatten sie ihre Gedanken in eine Richtung gelenkt, und selbst die besten von ihnen konnten diese Richtung ein ganzes Buch, manchmal ein ganzes Leben hindurch verfolgen. Das war bei Platon wie bei Spinoza der Fall. Aber gerade diese Entschiedenheit und die Hartnäckigkeit, mit der sie an ihr festhielten, waren eine Schranke: Sie hinderte sie umherzuschauen.

Ich stellte mir ihre Gedanken wie einen Strahl vor, der bis an die Oberfläche einer Sphäre dringen konnte, doch nur an einen Punkt – einen einzigen Punkt – dieser Oberfläche, und somit die Realität des Universums verfehlte, das nur als ganze Sphäre gedacht werden konnte. Je deduktiver und systematischer also ein Philosoph war, desto größer schien mir sein Misserfolg. Die Dichter, und überhaupt die Künstler, sagten und machten viel Unsinn, doch zumindest schlugen sie dabei alle möglichen Richtungen ein und vermehrten so die Risiken und die Chancen. An ihrem Tun war etwas Gutes.

Ich quälte mich ab in diesem Herbst 1940. Ich dachte viel. Auf alle Fälle übte ich mein Denkvermögen. Ich prüfte alle Wege, einen nach dem anderen: den realistischen und den idealistischen, den materialistischen und den spiritualistischen, den empirischen und den rationellen. Keiner – von Heraklit bis zu William James – schien mir unnützlich, doch keiner stellte mich zufrieden.

Gegen die Psychologie (der Unterricht widmete ihren Grundlagen und Lehren neun Stunden in der Woche) hegte ich geradezu einen Widerwillen: Sie schien mir vollkommen abwegig. Entweder analysierte sie die Eigenschaften der Seele und des Geistes, ohne zu berücksichtigen, dass deren Existenz selbst noch gar nicht erwiesen war, oder aber sie kehrte Geist und Seele ganz unvermittelt den Rücken und betrachtete nur noch das Verhalten des Menschen.

Reaktionen und Reflexe! Aber das waren ja nur Folgeerscheinungen! Wie konnte man sie für die Quintessenz des menschlichen Lebens halten? Vielleicht waren sie Symptome. Aber die Deutung dieser Symptome musste zweifelhaft bleiben, da sie von Leuten stammte, die sich selbst nicht besser kannten als jene, die sie beurteilten.

Ich stieß bei manchen modernen Denkern auf den Mythos der Objektivität, und ich ärgerte mich. Für diese Leute gibt es also eine einzige Welt, dieselbe Welt für alle! Und alle anderen Welten sind veraltete Illusionen! Warum nicht gleich: Halluzinationen! Ich hatte für das Wissen, wie unrecht sie hatten, bezahlt.

Bei Gott, gerade ich wusste sehr gut, dass man einem Menschen nur hier eine Erinnerung, dort eine Assoziation, dass man ihm nur Gehör und Gesicht zu nehmen brauchte und die Welt veränderte sich sogleich, eine andere, völlig verschiedene und doch zusammenhängende Welt tat sich auf. War es wirklich eine andere Welt? Nein! Es war vielmehr dieselbe, doch aus einem anderen Winkel wahrgenommen, mit ganz neuen Maßstäben gemessen. Jetzt waren alle die sogenannten »objektiven« Rangordnungen auf den Kopf gestellt, in alle Winde zerstreut. Man sah nicht einmal mehr ihre einzelnen Theorien, sondern nur noch Launen.

Überhaupt schienen mir die Psychologen (abgesehen von zwei oder drei, zu denen Bergson gehört) das Wesentliche, das innere Leben, entschei-

dend zu verfehlen. Sie hielten es für ihr Thema, sprachen aber nicht darüber. Sie standen ihm so ratlos gegenüber wie ein Huhn, das entdeckt, dass es eine Ente ausgebrütet hat. Natürlich war ich noch ratloser als sie, wenn es darum ging, darüber zu sprechen; wenn es darum ging, es zu erfahren, freilich nicht. Aber ich war ja schließlich erst sechzehn Jahre alt; ich glaubte, sie müssten mir etwas darüber sagen können. Sie sagten mir nichts.

Die Philosophen ließen mein Gehirn arbeiten: Mein Gehirn folgte ihnen bereitwillig. Das Training, das sie mir verschafften, stärkte seine Muskeln. Mein Gehirn nutzte seine Gaben besser, fand sich von Tag zu Tag schneller zurecht, aber es fand nirgends einen Halt. Ich hörte überall Fragen; eine Antwort nie.

Unser Philosophielehrer in jenem Jahr war sehr schwach. Der brave Mann war rettungslos veraltet. Zum Glück gab es Bücher. Wir diskutierten sie untereinander mit einer Leidenschaft, die für mich neu war.“

„Die Erfahrung, die mir zuteil geworden ist, war nicht die der Erinnerung. Dieses Licht, das ich ohne meine Augen weiterhin sah, war dasselbe wie zuvor. Aber mein Standort dem Licht gegenüber hatte sich geändert: Ich war seinem Ursprung näher gekommen.

Alles ging vor sich, als ob das Licht nicht mehr dieser Gegenstand der Außenwelt wäre, nicht mehr diese fremdartige Beleuchtung, nicht mehr dieses Naturphänomen, das sich zutragen kann oder nicht und worüber wir so wenig Macht haben, sondern als ob dieses Licht von nun an die Außenwelt und mich selbst mit einer einzigen Bewegung, mit einem einzigen Griff umhüllte.

Meines Augenlichtes beraubt, konnte ich nicht sagen, dass das Licht, das ich sah, von außen kam. Ich konnte ebensowenig sagen, dass es aus meinem Innern kam.

Und wirklich: Innen, außen sind ungenügende Begriffe geworden. Als ich viel später, während meines Studiums, von dem Unterschied zwischen objektiven und subjektiven Tatsachen sprechen hörte, war ich nicht befriedigt: ich sah zu genau, dass dieser Unterschied auf einer falschen Auffassung der Wahrnehmung fußte.“

„Ich denke selbst an den Einwand, den man mir vorhalten könnte: Ist Ihre Erfahrung nicht eine Täuschung? Denn einmal haben Sie ja gesehen, die Farben und Formen gekannt. Sie konnten sie benennen. Aber wie ist es mit jemandem, der blind geboren ist?

Ich gebe zu, diese Entgegnung ist schwerwiegend. Vielmehr wäre sie es, wenn wir nicht das Zeugnis der von Geburt an Blinden hätten, die geheilt wurden. Alle behaupten, das ist sicher, dass das Licht, so wie es sich ihren Augen darbietet, für sie eine Überraschung ist, eine Neuentdeckung: Aber sie bekennen zur gleichen Zeit, dass sie, bevor sie mit ihren Augen sehen konnten, ein Gegenstück zu diesem Licht in sich selbst trugen.

Und so ist alles hell in dieser Blindheit, und diese offenbare Helligkeit trägt zudem in sich auch noch eine großartige Lehre. Ich war seit meiner Kindheit durch ein Phänomen von erstaunlicher Deutlichkeit beeindruckt: dieses Licht, das ich sah, veränderte sich jeweils nach meinem inneren Zustand. Einmal je nach meinem körperlichen Zustand wie zum Beispiel Müdigkeit, Ruhe, Spannung, Entspannung. Aber doch recht selten. Die wahren Veränderungen hingen von meinem seelischen Zustand ab.

Wenn ich traurig war, wenn ich Angst hatte, wurden alle Schattierungen dunkel und alle Formen undeutlich. Wenn ich jedoch freudig und aufmerksam war, hellten sich alle Bilder auf. Groll, Gewissenszweifel versetzten alles in Dunkelheit. Ein großherziger Vorsatz, eine mutige Entscheidung schickten einen hellen Lichtstrahl. Nach und nach lernte ich verstehen, dass Lieben Sehen bedeutete und dass Hassen Blindheit, Nacht war.“

„Kurz, es gab zwei Möglichkeiten: entweder die Welt zurückzuweisen, und das bedeutete Dunkelheit, Rückschläge, oder sie anzunehmen, und das bedeutete Licht und Kraft.“

„Wir wissen alle, wie sehr unsere Erfahrungen, im besonderen unsere innerlichen Erfahrungen, von der Sprache abhängen. Die Sprache aber ist an erster Stelle ein Kollektivwerkzeug. Man müsste sogar sagen: Die Sprache ist das Werkzeug der Mehrheit.

Die Worte, deren sich die Blinden bedienen, sind die Worte der Sehenden. Sie haben sie alle ausgeliehen, und die Sehenden vertragen es schlecht, dass die Blinden von den Worten der Sehenden einen positiven Gebrauch machen. Es herrscht von ihrer Seite eine Intoleranz.

Ein Blinder ist ein Invalide; er ist behindert, das heißt, er ist von der Gesellschaft ausgeschlossen und wird nicht für voll genommen. Man bringt ihm Mitleid entgegen, ja sogar Hilfsbereitschaft. Aber in fast allen Fällen hört man lieber, dass er sich beklagt, dass er sich auflehnt und sein Anderssein anklagt, als dass er mit einem Gefühl der Sicherheit die Welt beschreibt, die er in

sich trägt. Die Blinden spüren diesen Zweifel und diesen Unglauben, den man ihrer persönlichen Erfahrung entgegenbringt, manchmal recht schmerzlich.

Daher ziehen sich die Blinden entweder von der Welt zurück und führen ein Leben voller eigentümlicher Gewohnheiten, wobei sie den Graben zwischen sich und der Welt der anderen noch verbreitern. Oder alle ihre Bestrebungen bestehen darin, ihre Blindheit vergessen zu lassen. Selten, nur sehr selten geben sie sich wirklich als Blinde, mit dem Wunsch, ihre Funktion als Blinde auszuüben.

Ich glaube, dass die Blindheit eine eigene Funktion hat. Ihre Aufgabe ist es, daran zu erinnern, dass der Despotismus eines unserer Sinne, des Seh-sinnes, ungerecht ist, und vor der gegenwärtig vorherrschenden Wahrnehmungsform zur Vorsicht zu mahnen. Noch viel mehr: ihre Aufgabe ist es nicht nur, den inneren Ursprung alles Wissens ins Gedächtnis zurückzurufen, sondern auch, an die wunderbare Gabe zu erinnern, die uns erlaubt, andere Wahrnehmungsformen und wahrgenommene Bilder wechselseitig zu ersetzen.

Die Blinden können in direkter Weise wissen um die Priorität des Seh-aktes vor dem Sehen im gewöhnlichen Sinn, dem äußeren Sehen. Ich halte es für wichtig, dass Sie dies nicht verbergen. Ich halte es vor allem für wichtig, dass die Blinden und die Sehenden sich bereitfinden, das, was sie sehen, zu vergleichen.

Sie sollten sich zusammenfinden, bevor sie irgendein Werturteil abgeben und bevor sie irgendeine Rangordnung bezüglich innerlichem und äußerlichem Sehen aufstellen; sie sollten ihre wechselseitigen Erfahrungen einander gegenüberstellen, sich ihres jeweiligen Erfahrungsreichtums bewusst werden. Und sie sollten, die einen wie die anderen, deren jeweilige Grenzen akzeptieren. Ich bin überzeugt, dass dadurch eine wertvolle Arbeit geleistet werden kann. Ich bin überzeugt, dass nach einem solchen Gedankenaustausch die Grenzen unserer Wahrnehmungsmöglichkeit, die man unbedingt kennen sollte, in einer vollkommen neuen Klarheit dastehen werden.“

„Was wird man sagen? Dieser Blinde habe eine höhere Fähigkeit entwickelt! Er habe sich mit Hilfe des Geistes über die normalen Wahrnehmungsbedingungen hinweggesetzt! Ich glaube, man muss einfach sagen: er hat berührt.“

„Was ein Blinder in Gegenwart eines Gegenstandes empfindet, ist ein Druck. Steht er vor einer Mauer, die er noch niemals berührt hat und auch jetzt noch nicht berührt, so spürt er doch eine physische Gegenwart: die Mauer legt sich geradezu auf ihn. Von dieser Mauer geht ein Hauch aus, und das bewusste

Wahrnehmen geschieht in dem Augenblick, in dem dieser Hauch des Gegenstandes auf einen anderen Hauch trifft, auf eben den, der seinen Ursprung in uns hat.

Wahrnehmen wäre dann also das Eingehen in ein Gleichgewicht des Druckes, in ein Kräftefeld. Sobald man auf dieses Phänomen acht gibt, belebt sich die Welt überraschend vielfältig. Nicht ein einziger Gegenstand, nicht ein einziges Wesen könnte neutral bleiben. Die Einheit der Welt wird zum physischen Ereignis.

Der Druck nimmt nämlich alle Formen an: Absorption, Übertragung, Zusammenwirken. Alles tritt in ein ganz intimes und aktives Verhältnis zu uns: das Fenster, die Straße, die Wände des Zimmers, die Möbel, die ganz leichte Bewegung der Luft, die Lebewesen. Endlich gewinnen zuweilen sogar die Gedanken selbst ein Gewicht und eine Richtung.

Dies ist die Erfahrung des Blinden, aber auch – davon bin ich überzeugt – eine allgemeine Erfahrung. Die Sehenden erfahren diese Druckwirkungen auch, aber sie machen sie sich nicht bewusst. Sie erhellen, so scheint es mir, eine große Zahl recht vager und dennoch wichtiger Zustände: Sympathie, Antipathie, Unbehagen, Wohlwollen, den Wunsch zu bleiben oder zu fliehen, Widerstand, Hingegebenheit.

Diese Zustände nun möchte man unbedingt psychologisch deuten: Ich halte sie für viel einfacher.

Ich habe gesagt: Druck. Ich habe gesagt: Hauch. Man könnte sich auch anders ausdrücken und von einem «Schwingungsfeld» sprechen. Diese grundlegende Schwingung, die die Dinge bildet und die Wesen offenbart, ist es, an die die Blindheit sicherlich am nächsten heranhöhrt.“

„Und jetzt wünsche ich, dass man mein Paradoxon, mein Glaubensbekenntnis, das ich am Anfang abgab, leichter annehme: Das Blindsein ist mein größtes Glück! Das Blindsein gibt uns ein großes Glück; es gibt uns eine echte Chance sowohl durch die Unordnung wie auch durch die Ordnung, die es schafft.

Die Unordnung, das ist das Schnippchen, das es einem schlägt, die leichte Verschiebung, die es bewirkt: es zwingt uns, die Welt von einem anderen Punkt aus zu sehen. Eine notwendige Unordnung! Denn der hauptsächlichste Grund für unser Unglück und unsere Irrtümer ist das Festgelegtsein unserer Standpunkte.“